

Neuroliner Familien-Zeitung

Hyänen des Meeres

von O. Dorn

Der elfte Jahrestag verlebte ich meinen Sommerurlaub in Kristiania. In einem Gasthof nahe dem Hafen hatte ich Quartier genommen. Die Wirtin, eine Dänegerin, hatte es gut verstanden, ich eine rege Stammfahrschiff zu erhalten, meist Elemente und Kapitane der antiken Schiffe. So lernte ich als dortiger Gast Janzen kennen, ein als dortiger Kapitän bekannt. Er fuhr jetzt nicht mehr zur See, sondern war in der Verfassung der Rente gegangen, wobei er ein nettes Ansehen besaß. Ich mußte ihm wohl sympathisch sein, denn er lud mich des öfteren zu sich ein. Bei solchen Gelegenheiten erzählte mir Janzen viel aus seinem reich bewegten Leben. Er lebte in früheren Jahren hier an Ort ein gutgehendes Handelskontor, welches er durch einen Vertreter verwalten ließ. Die größeren Auslands-einkäufe besorgte er auf eigenem Schiff stets selbst. Seine Reisen hielten ihn oft sehr lange Zeit von Hause fern und führten ihn durch alle Teile der Welt. Eine große Sammlung der verschiedensten Reiseandenken besaß er mit Interesse nicht nur für seinen Beruf. Sie kennen doch gewiß den sogenannten Zintenfisch? Ein solches Exemplar seiner Gattung gehörte, präpariert, auch zu seiner Sammlung. Anlässlich dieses Stückes erzählte er mir eines seiner vielen Abenteuer. Das war eines Abends, als wir bei einer Pflichtenbesprechung der Veranda saßen. Da erzählte Kapitän Janzen folgendes:

„Wie Sie ja schon wissen, fuhr ich damals alle größeren Touren des Nordens und fuhr nach Brasilien, um einen größeren Posten Antarktisch zu kaufen. Die Fahrt verlief verhältnismäßig gut. Mein Schiff hatte einen Dampfmotor und machte die Windstille immerhin sechs Knoten. Der Einfahrt bräunten sich auf, und ich war zufrieden. Unterswegs sah ich aber den Gullfisch, einen Abteiler nach der Gullfische zu machen; ich hoffte, noch einen großen Fisch zu fangen, zumal wir noch einen Korb an Bord hatten. So nahmen wir denn Kurs an Nord-Nord-Ost. Es wurden ja schon gehört, wobei ich ein Wagnis es ist, um diesen Winkel zu fahren. Wir hatten denn auch einen schweren Stand, kamen aber doch endlich frei. Wir mußten jetzt ausschließlich vor Dampf fahren und nahmen Kurs auf Nord-Nord-Ost. Wir wendeten aber Lage hinter Kap Horn hin, die freie See zu erreichen, und ich war zufrieden. Plötzlich sprang er auf und: „Schiff! Schiff! Schiff!“ hüllte sein Ruf. Sie müssen wissen, daß bei dieser unheimlichen Gintinfisch-Jagd die Besatzung nicht willkommener ist. So hielt denn alles Ausschau nach diesem Schiff. Es war ein Gullfischer, der auf Küstenfahrt. An und für sich war das nun nichts Außersgewöhnliches, aber unser Zimmermann glaubte zu entdecken, daß auf diesem Schiff keine Seele an Bord sei. Mit der Zeit kamen wir in Nähe und sahen nun tatsächlich, daß das Schiff völlig ausgeleert war, und auf unserer Signale keine Erwiderung. Ich ließ stoppen, um näher zu erfahren, und schickte den zweiten Steuermann mit drei Leuten im Weiboot hinüber. Es verging eine halbe Stunde, es verging die zweite halbe Stunde. Endlich kamen die Leute völlig verärgert zurück. Der Steuermann berichtete mir, es sei ein Wagnis, so in ganzen Schiff keine Seele zu finden, und keine Spur irgendwelcher Lebewesen. Die Kajüte sei vollständig in Ordnung, in der Kabine stehe noch das Essen auf dem Tisch, halb gar, im ganzen Schiff sei kein Mensch zu finden. Mir kam die Sache äußerst komisch vor. Ich ließ mich selbst mit mehreren Leuten überlegen, um Erklärungen einzufordern.

Da stellte ich folgendes fest: Das Schiff gehörte einer Schiffhandelsgesellschaft und war in Eingangsstation. Die Ladung bestand aus Koffern, Reis und Tee. In der Kajüte fand ich, nachdem wir das Schiff bis zum Kiel ohne Erfolg durchsucht hatten, endlich einen Nabelknopf. Das Nabelknopf lag aufgeschlagen auf dem Tisch, jeder Tag. Den 6. März 1887, abends 7 Uhr. Steuermann Peary meldet eben, zwei Leute seien von Bord verschwunden, trotz alles Suchens nicht zu finden, nachherhinlich über Bord... „Woher die Meldung, ein Mann verschwunden? ... wieder die Meldung, ein Mann verschwunden? ... was tun? Geauen schließlich umher... Die letzte Aufzeichnung lautete: „Ich bin jetzt allein an Bord. Gestern hörte ich wieder gegen Abend Schreien, ich gehe hin... kein Mensch an Bord, nur ich, wenn mich meine Stunde schlagen...“ Ich werde nachforschend...

Sie brachen die Aufzeichnungen ab. Mich selbst packte das Grauen. Meine Leute waren schon im Boot unten. Es half kein Zureden, feiner war zu bewegen, auch nur eine Minute auf diesem Gegenstand zu bleiben. So fuhr ich denn zu meinem Schiff zurück und gab Befehl, den Schoner längs-fels fortzumachen. Schon die folgende Nacht sollte mich verlassen geben.

Ich verändere Ihnen, mein Herr, jahrelang später lief es mich noch kalt über den Rücken, wenn ich an jene Nacht denke. Ich habe gewiß keine

Furcht gefannt, habe oft um mein Leben gekämpft, aber hier packte auch mich das Grauen. Als ich hatte angeordnet, daß sechs Mann an Bord des Seglers blieben und je drei Mann Wache hatten. An Bord, hatte ich angeordnet, sollten alle verfügbaren Kampen angebracht werden, um in jedem Moment leberfähig zu sein. Dem „Gullfisch“ hatte ich eingeschickt, alle Stunde zu kontrollieren. Es mochte 10 Uhr abends gewesen sein, als ich durch Kule, Kullfische an Bord gerufen wurde. Zwei angekommen, stand ich starr, das Blut flachte mir in den Adern... Von der drei Mann der diensthabenden Wache hatte der Matrose Volkmann sich etwas Holz geflechten wollen, um in der Kabine Essen zu wärmen. Er war an die Reeling getreten, wo ein Hautlocher stand, und war neben ihm lauerete. Ein riesiger Kopf hatte sich aus dem Loch hochgehoben und mit seinen gangarmen den ich verzweifelt wehenden Volkmann

ergriffen. Gellend klangen dessen Schreie durch die Nacht. Keiner der Eingekerkerten konnte helfen, wir wollten, aber das Entsetzen sah uns in den Gliedern. Nur einer brachte im letzten Moment Hilfe, und zwar unser Maschinist. Unbemerkt von uns war er in den Maschinenraum gegangen, hatte einen Deck gelassen, blinde und brachte die Meereshöhne hermit mit dem zickenden Strahl, daß diese von ihrem Sperr ließ. Lange noch standen wir starr. Sturm und Not hatten wir überstanden, aber hier wären wir dem Tod preisgegeben gewesen, ohne uns wehren zu können. Wie mit später feststellte, hatte sich das Tier an dem Hals gefangen, um sich nachts heimlich seine Beute zu holen. Das Schiff brachten wir glückselig zum nächsten Hafen, doch konnte uns alle keine noch große Bergungssumme von diesem Schrecken erholen.“



Deutsche Uebersetzung von Wilhelm Cremer

[11. Fortsetzung.] [Nachdruck verboten.]

Er wandte sich nach links durch Orford und Cambridge Terrace in die Marylebone Road und dann geradeaus nach dem Engel in St. James. Hier sah er die nach Norden führende Straße ein, und nach einer kurzen Störung durch die Straßenbahnlinie gelangte er endlich aufs rechte Land.

Der „Bote“, um bei dieser Bezeichnung zu bleiben, hielt schließlich in dem Marktschützen Oldport vor dem roten Löwen, einem kleinen Gasthof. Er überließ das Auto der Obhut eines ihm dazu anwesenden Mannes und ging hinein. Er war in der arbeitsfreien Zeit in der Woche mit starken Getränken feierten. Der Bote feste seinen Kopf durch das Fenster eines Zimmers, der zugleich als Wohnraum und Bar diente.

„Guten Tag“, rief er, sobald er die Luftverhältnisse der darin sitzenden belebten Dame in Schwarz erregt hatte.

„Guten Tag“, antwortete sie. „Ich habe Sie ja schon aber einen Monat nicht mehr gesehen. Wo haben Sie denn so lange gesteckt? Die Zeit zu tun?“

„Oh, es geht!“ sagte er. „Geben Sie mir einen doppelten Schottischen und Soda. Sie haben ja wie immer glänzend zu tun.“

„Ja, Arbeit genug habe ich — drei Schottische und ein Wasser dort rechts an den Tisch, Sally!“

„Dies sagte sie zu dem schlackschwarzen Mädchen, das ihr half. Den Bote bediente sie selbst.“

„Vielen Dank!“ sagte er. „Haben Sie zufällig Briefe für mich bekommen?“

Die dicke Dame rümpfte die Augenbrauen. Sie wollte niemals eingestehen, daß sie den Namen eines Gastes, der bei ihr verkehrt, nicht wußte. Aber ein Gedanke kam ihr. Sie ging an ein Gefäß, das an der Wand hing, und nahm eine Anzahl Briefe heraus.

„Es ist Ihnen doch recht, wenn Sie selbst einmal nachsehen?“ fragte sie, indem sie sie dem Bote überreichte. „Ich habe mir schon die Beine abgerannt heute nachmittags. Was wünschen Sie? Waghölder mit Ingwer? sogleich, Sally, ich will dies bringen.“

Der Bote sah die Briefe einen nach dem anderen durch. Unter etwa einem Dutzend, die an im roten Löwen verkehrende Geschäftsleute gerichtet waren, befanden sich zwei mit offenkundiger Adressen, einer für Mrs. J. Walker, Hotel zum weißen Käse in Oldport, und ein anderer für Mr. James Braithwaite, im roten Drachen in Oldport. Da es nun weder einen weißen Käse noch einen roten Drachen in dem kleinen Städtchen gab, so hatte das Postamt auf beide geschrieben: „Im roten Löwen nachfragen.“ Der Brief für Mrs. Walker betrafte die Postkammer. Der Brief für Mrs. Walker trug den Namen von Burton.

Er gab sie der belebten Dame zurück. „Nein, es ist nichts für mich dabei. Danke sehr!“ sagte er. Sie nahm sie lächelnd in die Hand. „Nein, natürlich nichts dabei. Jetzt fällt es mir ein. Aber, es sind ein paar falsch adressierte darunter. Die Post hat sie geschickt für den Fall, daß jemand danach fragen sollte. Sie liegen schon mehrere Tage hier, und da niemand sie verlangte, werde ich sie wohl besser nach dem Postamt zurückbringen. Merkwürdig, wie sorglos manche Leute mit ihren Briefen sind.“ Sie nahm die beiden aus dem Pack heraus und legte sie zur Seite, um sie dem Briefträger zu geben. „Lebernatien Sie hier?“ fragte sie.

Der Bote schüttelte seinen Kopf. „Nein, ich wollte nur einen Schnaps trinken und etwas Frühstück mit Tee haben“, antwortete er.

Der Bote ging in ein Zimmer, das mit Mustertüchern und zinnernen Bildern geschmückt war. Auf einem langen, gebogenen Tisch fand eine unglückliche Menge von Kaffeegeschirren und Essiggefäßen. Ein alter Kellner, der ihn fast wie einen Freund begrüßte, trug ihm den Tee auf. Als er dann verschwunden war, nahm der Bote ein Blatt Papier aus seiner Tasche und schrieb mit seinem Füllfederhalter, „Leeds 5. Burton 3.“ darauf. Die beiden hatten zwei seiner alten Kunden ihm das Verlangen einer neuen Sendung seiner Ware übermitteln.

Er beendete seine Tee und verließ nach einer freundlichen Derabückung von der Wirtin den roten Löwen. Draußen heißte er sein Auto und fuhr weiter. Aber er war kaum einige Meilen aus der Stadt heraus, als er einen wenig befahrenen Landweg einschlug, den er nur ein kurze Zeit nach dem Weg in den Wald zu machen. Kein Mensch war in Sicht, und er öffnete den Handkoffer, aus dem er mit einem Gummiband umschlossenes Paket herausnahm. In dem Paket fand er eine Karte, die den Inhalt des Pakets aus dem Wagen sah. Er beugte sich über die Karte und betrachtete sie mit Interesse. Die Karte zeigte eine Anzahl von Punkten, die verschiedene Adressen zeigten, und offenbar kleine Gegenstände enthielten. Auf allen Adressen stand in fetter Handschrift: „Affektive Seifenfabrikation A.G.“, darunter war gedruckt: „Affektive Seife für Damen und Herren“, und eine Adresse trug das Wort „Muster ohne Wert“.

Der Bote lud sich die Adressen aus der Nachbarschaft heraus und steckte sie in die Tasche. In den nächsten Augenblick er wieder das Gummiband und legte ihn in den Koffer zurück. Dann fuhr er auf seine Höhe. Es war fast sechs. „Eine Menge Zeit, um Sie John abzuschauen, wenn er von der Station kommt!“ murmelte er, indem er sein Auto von neuem in Bewegung setzte und den Windungen des Weges folgte, bis er in ein kleines Dorf gelangte. Dieses Dorf war er erreichte dann das Gatter eines Einfahrtsstraßen, die zu einem hinter einem Gürtel von Büschen ziemlich versteckten Hause führte.

Hier hielt er vor neuem, und nachdem er sich leicht umgesehen, hing er ab und nahm die Adressenliste neben einem Schraubenschlüssel aus dem hinteren Teil des Wagens. Mit dem Schraubenschlüssel schraubte er die Drahtschloß der Zehnjahresuhr aus der Straße heraus. Nach wenigen Minuten hörte er eine Klatsche, und ein schwerer, gelblicher Wagen kam von der anderen Seite her. Er winkte jetzt mit der Hand und tat das so lange, bis das Auto neben ihm halt machte. Ein Mann, im mittleren Alter mit einem jähzornigen Gesicht sah aus dem Wagen heraus.

„Nun, mein Herr, was wünschen Sie?“ fragte er mißtrauisch.

„Ich bedauere sehr, Sie belästigen zu müssen“, antwortete der „Bote“ im lebenswichtigen Tone. „Aber ich habe hier eine Zehnjahresuhr, deren Schloß so fest ist, daß ich ihn nicht losmachen kann. Ich wollte Sie bitten, mich etwas zu helfen, um ihn zu lockern.“

„Neh einmal danach, Jeffries!“ befahl der Herr des Autos und sah seinen Kopf zu dem Bote. Der Chauffeur sprang von seinem Sitz und suchte in seinem Handwerkskasten nach einem Schraubenschlüssel. Der Bote übergab ihm die Uhr, und während der andere daran arbeitete, gab der Bote an das Wagenfenster. Er nahm ein Zigarettenpaket aus seiner Tasche, öffnete es und zündete hinein. Es enthielt nur eine, aber eine ungewöhnlich große Zigarette.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Ruhmestag der deutschen Landsknechte

Zum 400. Jahrestag der Schlacht von Pavia

Am 24. Februar sind 400 Jahre seit der Schlacht von Pavia dahingegangen, die eine der ersten großen Waffentaten der Deutschen im 16. Jahrhundert war und als Ruhmestag der Landsknechte im deutschen Volkstum fortlebt. In dem Kriege Kaiser Karls V. mit König Franz I. von Frankreich hatte der französische Herrscher mit einem Heere von 40.000 Mann die Belagerung von Pavia unternommen, das der Spanier Antonio de Leyva mit einer fast ausschließlich deutschen Besatzung hielt. Zum Entsatz der Festung rückte ein aus spanischen Truppen und deutschen Landsknechten bestehendes Heer heran, das die Franzosen in einer letzten Stellung zwischen Pavia und Schärnstein sich gegenständig zu erschöpfen gelübt hatte, mühselig die Kaiserlichen aus Geldmangel zu einem entscheidenden Angriff zwang. Der Plan ging dahin, durch den nördlich von Pavia gelegenen, mit einer Mauer umgebenen Ziegenstein vorzudringen und sich mit Pavia, der einen Schlüssel machte, zu verbinden. Unter der Führung des Generals del Vasto drangen sie in den Garten ein und nahmen das im Innern befindliche Schloss Mirabel. Da aber die Verteidigung ihres Heeres Schwächen zeigte, so konnten die Franzosen schnell ihre Stellung ändern, und das Gefecht hand für sie im Mittags gänzlich. Da schickte König Franz in einem besonnenen Ratsschritt seine eigene Kavallerie vor. Der Vast drang an der besten Stellung der Gegner an, hinderte die französische Artillerie am Feuer, und nun wandte sich das Blatt. Die im französischen Feld stehenden Schweizer auf dem rechten Flügel der Franzosen wandten sich zur Flucht, und umsofort bewährten sich die aus Deutschen bestehenden Schweizer Bände und französische Truppen. Ihre Stellungen zu halten. Sie wurden von dem deutschen Landsknechten unter ihren Führern Georg von Frundsberg und Gittich von Embis zum größten Teil niedergemacht. Der König, der selbst seine Kavallerie anführte, wurde gefangen genommen. Ein Ausfall von 2000 Mann verlor die Schlacht die vollkommenste Besatzung der Franzosen. Die Zahl der Gefangenen soll 20.000, die übrigen Verluste 10.000 betragen haben, während die Kaiserlichen nur etwa 700 Mann einbüßten. Die Lombardie war von den Franzosen befreit. Wie ein Jubeltag ging die Kunde von diesem glänzenden Sieg durch ganz Deutschland, und besonders die Landsknechte waren stolz auf ihre Tat und auf ihren Feldherrn, der die Entscheidung gebracht hatte. Sie haben die Schlacht von Pavia in verschiedenen Gebieten verewigt, die zu den schönsten der deutschen Soldatenpoesie gehören. Besonders berühmt geworden ist das sogenannte „Trommellied“, das zu der Begleitung der Zerkommenen gesungen wurde, die in dem Refrain „Lernen, lehren, lernen“ anfangen.

Der Herr von Frundsberg, Herr von Frundsberg, der hat die Schlacht von Pavia gewonnen; Gewonnen hat er die Schlacht vor Pavia in einem Ziegenstein.

In neunhundert Stunden gewonnen Land und Zeit...

Im Blut mußten wir gau,
Im Blut mußten wir gau
Wir über, ich über die Schuh;
Barnherzigkeit, erkenne die Welt
Wir müßten sonst verderben also.“

Die „innere Hochzeit“
Die von Geschmiedelichkeit besessenen Antestanten finden, daß die 25 Jahre bis zur inneren Hochzeit, besonders in Anbetracht der zahlreichen Ehebindungen, eine recht lange Zeit sind. Die Zahl der Ehepaare, die dieses Fest feiern können, wird immer geringer. Um dem abzuwehren, hat man die „innere Hochzeit“ erfinden, die nach 14-tägiger Ehe gefeiert wird. Die Eheleute untereinander bescheiden sich mit Gegenständen aus Zinn, ebenfalls Gegenstände werden ihnen von ihren Freunden und Bekannten geschenkt. Natürlich werden diese Zinngefäße, je mehr der finanziellen Lage des Ehepaars, noch mit noch oder wertvolleren Inhalt versehen.

Sch.

Sagenjournaler.



„Ich weiß doch jänich, jeden Tag kommt er erst am anderen Tage nach Hause.“